

Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor(en): **Auerbach, Berthold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

15. Juni

Abendandacht.

Von Cajetan Binz.

Der blaue Himmel glüht sich langsam aus,
Und alle Wolken fahren still nach Haus
Und nehmen jenes sanfte Leuchten mit,
Das von den Bergen durch den Abend glitt.

Nun ragt der Himmel wie ein dunkler Dom,
Indes der schwärmerische Weihrauchstrom
Der Abendlüfte um die Menschen schwärmt
Und jede Arbeit endigt, die noch lärmt.

Nur eine große Kirche ist die Welt,
Und Gott ist's selber, der die Andacht hält,
Und seine Worte glühen blühend auf:
Am ew'gen Himmel strahlt der Sterne Hauf.

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

12

Bierzehntes Kapitel.

Von einem verirrtten Menschenkinds.

Im Hause des Schilder-David war's unterdes als ob das nicht mehr ein kleines Haus wäre, das einer kleinen Familie gehört. Alles ging aus und ein und manche ließen sogar die Tür offen, die die Frau des Schilder-David jedesmal leise zumachte, ohne ein Wort zu sagen. Ja, sie sagte nicht einmal ein Wort, daß niemand den Schnee von den Füßen abtrappe, und der Stubenboden war wie ein kleiner See; sie legte nur immer wieder frische Laten auf den Boden und wand sie still aus in einen Kübel, den sie vor der Tür ausschüttete.

Die Leegart zog den Schemel, worauf sie ihre Füße gestellt hatte, fester an sich, damit keine von den Frauen, die sich um den Tisch setzten, daran teilnehmen könnten; denn die Leegart ist's nicht gewohnt, in nasser Stube zu sitzen und dazu noch in solch einer Wachtstube, wie heute die des Schilder-David war.

Die Schilder-Davidin unterhielt dabei beständig ein mächtiges Feuer im Ofen; es war eine Hitze zum Braten und die Leegart verstand es, eine große Zuhörerschaft, vor allem sich selber, wachzuhalten.

Während alles hinausstürmte in Nacht und Schneegestöber, in Felsen und Schluchten, und das ganze Dorf aus der Ordnung gekommen war, blieben nur zwei Dinge

fest und hielten gleichen Takt: das war die Uhr auf dem Kirchturm und die Leegart vor ihrem Nähkissen.

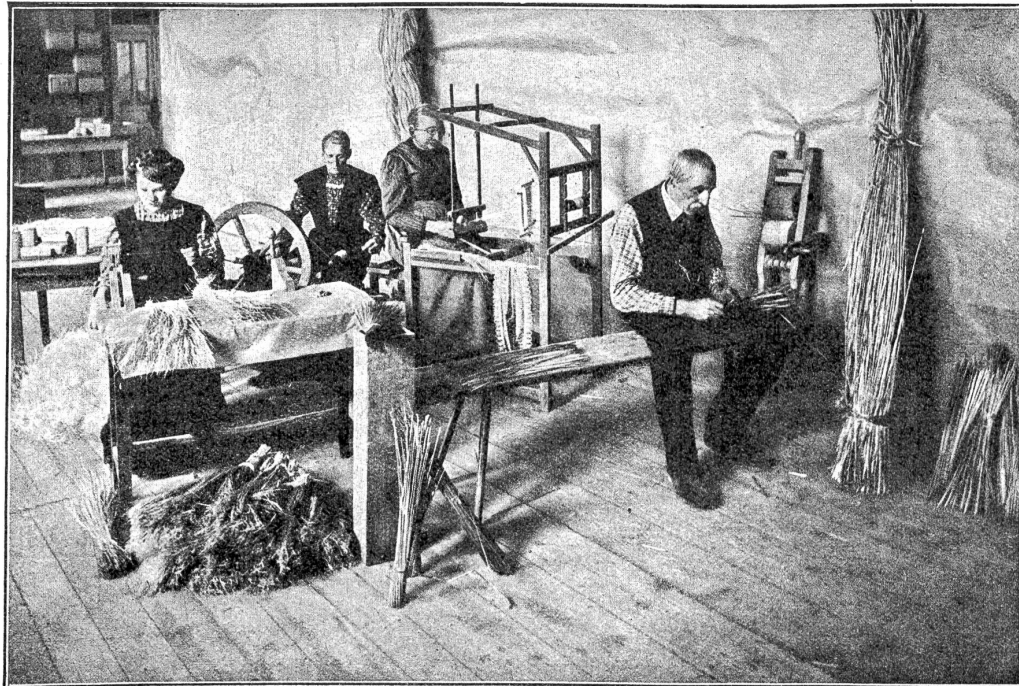
Martina hatte mit den Männern die Stube verlassen, es waren aber noch mehrere Frauen da; sie jammerten, daß sich ihre Männer der Lebensgefahr aussetzten um eines einzigen Kindes willen und vielleicht ihre eignen Kinder dadurch in Elend und Not setzten. Die Leegart aber, indem sie ihren Faden wickelte, sagte: „Ja, im Walde verirren, das ist schrecklich, ich kann auch davon erzählen, es ist mir einmal im Leben passiert, aber ich habe genug an einem Male. Nur um gotteswillen nie, nie sich verleiten lassen, einen näheren Weg durch den Wald zu gehen, wenn man ihn nicht kennt. Der nähere Weg ist des Teufels Weg. Hab' ich recht oder nicht? Zum Teufel hat man immer am nächsten. Ich denk' noch daran als wenn's heute wär', und wer weiß, ob nicht der arme Joseph denselben Weg geht; ich bin auch da hinuntergegangen und der Gutmacher hat ihn ja bei der breiten Buche getroffen, dorthin kommt man. Gott verhüte, daß er meinen Weg machen muß, wie ich dorthin gekommen bin. Es war am Sonntag nach Johanni, nein, am Montag, aber es war ein Feiertag, Peter und Paul war's, wir feiern ihn nicht, aber die Katholischen. Ich gehe also bei heiter hellem Wetter von daheim fort, habe nichts bei mir als in einem Tüchle einen samtnen Muzen für des Holderbauern Tochter von Wengern, wißt ihr, die jetzt Wittfrau ist; man sagt, sie heirate einen ganz

jungen Menschen aus der Gegend von Neustädtle, sie ist schon zwei Sonntag nacheinander in Neustädtle gewesen und soll mit ihm zusammengekommen sein. Sie ist nicht geſcheit, daß sie ſo einen jungen Menschen nimmt. Damals war ſie noch Braut von ihrem erſten Mann, der war ein Brudersſohn vom Heidenmüller, vom alten mein' ich. Ich geh' also fort, zuerſt dem Tal nach. Es war ein gutes Jahr, wir haben lange kein ſolches gehabt; Regen und Sonnenschein, wie man's nur braucht. Im Wald treffe ich noch des Straßenknechts Kinder an, den Bub und das Maidli. Der Bub iſt Soldat geweſen und iſt hernach bei den Freißchärtern erſchoſſen worden. Das Maidli iſt im Elſaß, ſie ſoll gut verheiratet ſein. Sie hüten da an der Heide, wo es die vielen Haſelnüſſe gibt, eine alte und eine junge Geiß. Und da frage ich die Kinder, ich weiß nicht warum, ob's nicht einen nähern Weg gibt nach Wengern. Freilich, ſagen die Kinder, ich ſolle nur oben nicht den breiten Weg, ich ſolle bei den Wacholderträuchern links durch den Wald gehen. Ich will nun, es ſoll mir eins von den Kindern den Weg zeigen, bis ich nicht mehr fehlen kann. Ich weiß nicht, es hat mir ſchon was geahnt. Aber die Kinder ſind ſo dumm, es hat keins allein gehen wollen und miteinander auch nicht. Ich gehe also fort, und wie ich oben im Wald bin, da, wo jezt der Köhleswirt ſeine Aeder hat — damals war's noch Wald weit hinein —, ſchreie ich nochmals zu den Kindern hinab, ob ich auf dem rechten Weg ſei, und ſie ſchreien: ja! So wenigstens, glaub' ich, habe ich gehört. Ich gehe also fort, und es iſt recht kühl geweſen im Wald; es iſt grad gut, daß ich jezt im Wald bin, jezt fängt es draußen an heiß zu werden, es war gegen zehn Uhr, und hier iſt noch friſcher, kühler Morgen. Wenn man ſo viel ſitzen muß, tut einem ſo ein Gang gar wohl, und damals bin ich noch jung geweſen und habe ſpringen können wie ein Füllen. An einer Hagebuche iſt alles voller Erdbeeren geſtanden; ich eſſe ein paar, halte mich aber nicht lange auf und mache, daß ich fortkomme. Ich ſteig' und ſteig' und weiß nicht wie lange und ſehe nirgends hinaus und der Weg geht bald bergauf, bald bergab. Was iſt denn das? Bin ich auf einem Holzweg? Man ſagt im Sprichwort von einem, der den falſchen Weg geht, er iſt auf dem Holzweg. Und ſo iſt's auch. Der Holzweg führt nicht zu Menſchen. Ich hab's noch nicht gewußt, aber ich hab's erfahren und hab's teuer bezahlt. Ach was, denk ich, die Zeit wird dir nur lang und von dem vielen Sitzen wird dir jeder Weg zuviel. Ich bin aber doch müde, ich ſetz' mich nieder. Da huſchelt was und raſchelt was, es fällt ein dürrer Zweig vom Baum: ſchau, ſchau, ein Eichläzchen. Es hängt am Baumſtamm und guckt mich mit ſeinen wunderſüßigen Augen an und macht ein ſpikies Maul. Ich ſehe ihm nach, wie es den Baum hinauffräßelt, und jezt ſind zwei da, ſie ſpielen Fangerles miteinander. Hui, wie ſchnell! Bald hüben, bald drüben. Ich muß ſagen, ich habe viel Freude an den Tierchen und das habe ich meiner Mutter zu danken. Hundertmal hat ſie uns geſagt: Kinder, paßt auf alles auf, dann habt ihr überall Freude, wo ihr geht und ſteht, und es koſtet nichts, und man weiß nicht, wozu es einem einmal gut iſt, wenn man auf alles ordentlich achtet. Aber man ſoll ſich doch auf dem Weg durch nichts ſo aufhalten laſſen; das macht leicht irr. Ich gehe weiter und komme

durch einen jungen Tannenwald. Der ſteht ſo da, da iſt es ganz finſter drin, aber schön kühl. Da liegt was. Was iſt denn das? Es iſt ein Hirsch, der ſchläft. Vor Schreck ſchreie ich und der Hirsch wacht auf und guckt mich nur ſo an mit ſeinen großen Augen, wie wenn er ſagen wollte: du dummes Ding, was ſtörſt du mir meinen Mittagsſchlaf? Ich renne was ich kann davon; ich mein', der Hirsch kommt hinter mir drein, und ich meine, ich ſpüre es ſchon, wie er mich auf die Hörner nimmt und den Berg hinunterwirft, und wenn ein dürrer Aſt vom Baum fällt, erſchreck' ich, daß mir alle Glieder zittern. Gottlob, jezt iſt der Wald aus, und ſo viel tauſend und tauſend Schmetterlinge hab' ich mein Lebtag nicht geſehen, als da geweſen ſind, und die Wiefe iſt ganz rot. Ich bleib' ſtehen, ich hab' meine Freude daran. Eine Gabelweihe fliegt oben hoch am Himmel und ſchreit und ich ſchau' dem Vogel zu, wie er fliegt. Schön iſt's, das muß man ſagen, es iſt wie wenn er nur ſchwimmen tät in der Luft. Jezt aber fort! halt' dich nicht auf! und jezt iſt's gut, da iſt ja ein kleiner Fußweg. So denk' ich, jezt iſt's gewonnen, jezt biſt du wohl daran, da ſind wieder Menſchen. Es liegt ein beinerner Knopf am Weg, ich heb' ihn auf und ſted' ihn in die Taſche, und das war gut, ich hab's ganz vergeſſen gehabt, daß ich noch ein Stückle Brot in der Taſche habe; das ſchmeckt jezt prächtig, beſſer hat mir noch kein Hochzeitſeſſen geſchmeckt. So im wilden Wald kann man ſich's gar nicht mehr vorſtellen, daß die Menſchen Korn ſäen und ernten und dreſchen und mahlen und baden. Der Weg iſt ſo eng, daß ich immer die Zweige wegtun muß, um durchzukommen. Und tief geht's daneben hinunter und jäh wie an einem Dach. O lieber Gott, wenn jezt ein ſchlechter Menſch käm' und raubt' dich aus und wirft dich da hinunter; da fände dich niemand wieder. Nein, nein, ich tät ihm ſagen: da, da-haft du alles, was ich hab'; da mein meſſingener Fingerring und fünfzehn Kreuzer, da haft du alles, jezt laß mich gehen und ich ſchwöre dir einen Eid, daß ich dich nicht verrate. Muß ich ſo einen Eid aber halten? Ich mein', wegen anderer Menſchen muß ich angeben, was mir geſchehen iſt, daß nicht noch andere auch ſo ausgeraubt werden. In der Angſt fange ich an zu ſingen, und ich mag mir den Kopf herunterreißen, es fällt mir kein frommes Lied ein als nur das einzige „Das Grab iſt tief und ſtille“ und das iſt ſo traurig. Ich ſinge luſtige Lieder, Schelmenlieder, und doch zittert mir das Herz vor Angſt. Gottlob, ſo, jezt bin ich oben, es geht eine weite, ſchöne, ebene Wiefe fort. Aber heiß iſt mir's geweſen, fürchterlich heiß. Meine Baden brennen und ich bin wie aus dem Waſſer gezogen. Es läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht auſchnaufen. Und auf der Wiefe iſt ein Geſumme von tauſend und abertauſend Bienen. O heiliger Gott! Wenn du jezt in ein Weſpennest träteſt und ſie fliegen auf und auf dich zu und du biſt wie betrunken. Meine Mutter hat mir erzählt, wie das iſt: man iſt wie betrunken, und da gibt's gar keine Hilfe, wenn man nicht ins Waſſer ſpringt. Und hier iſt nirgends Waſſer. Ja, wenn nur Waſſer da wäre, ich hab' ſo graufamen Durſt. Was iſt denn aber das? Da hört ja der Weg auf? Und da geht's tief hinab. Und das ſind die mächtigen, wilden Felſen. Bin ich denn auf den Felſen im Rodental, wo ſeit Erſchaffung der Welt noch kein Menſchenfuß hinaufgekommen iſt? Da liegen die ſchönſten Baum-

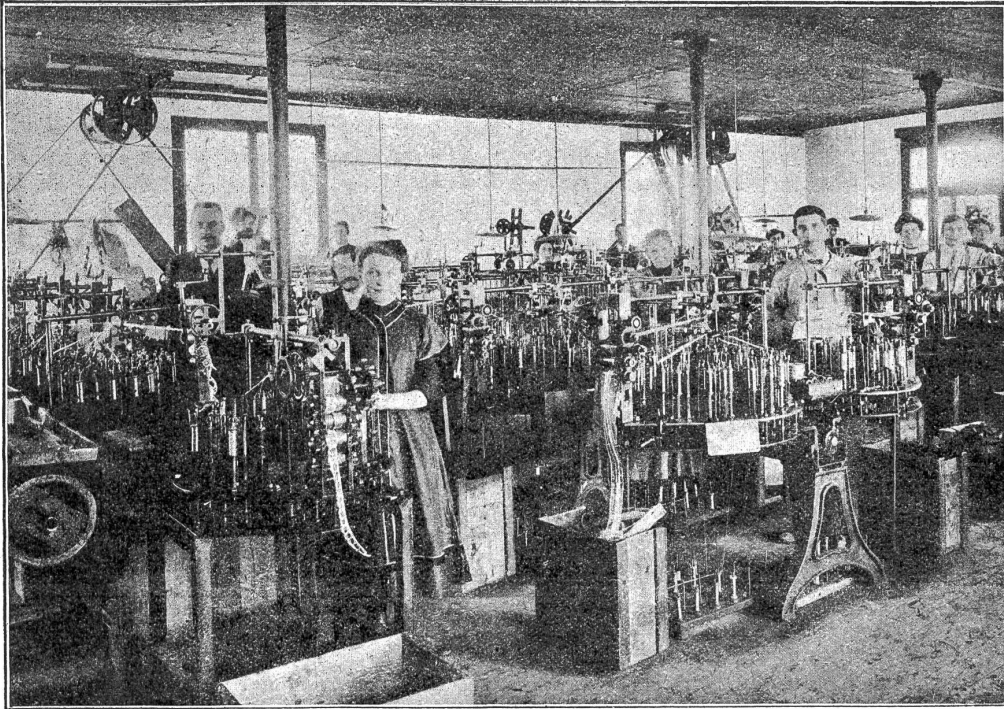
Stämme und verfaulen und kein Mensch kann sie holen. Nur die Vögel wissen, wie es da oben aussieht. Nein, so weit bin ich noch nicht, aber da hinab kann doch mein Weg nicht gehen. Ich rufe: lieber Gott, wo bin ich? — Und so schauerlich schön habe ich noch keinen Widerhall gehört: Wo bin ich? Wo bin ich? Wo bin ich? Gewiß siebenmal klingt's wider, und so, wie wenn eines den Ton hinaufziehen tät in den Himmel, weit, lang; das kommt von den Felsenwänden und den Schründen, das klingt wie lauter Musik, wie wenn eines die Worte singen tät, hat aber einen längeren Atem als ein Mensch. Ich rufe die Namen von allen Menschen, die ich lieb habe und die mich lieb haben.

Ich rufe und rufe, ich habe alle Menschen lieb. Wenn man so in Todesgefahr ist, da hören alle Händel auf. Ich rufe und rufe, aber es hört mich niemand, keine Menschenseele. Es ruht nichts. Mach dich auf! Ich suche. Richtig! Da geht ein anderer Weg nochmals durch den Wald. Aber wie ich weiterkomme, geht der auch wieder links ab. Ich denk' aber: jetzt bleibst du drauf und gehe fort. Aber da komme ich wieder an eine Bergwand und da ist kein Weg mehr, ich gehe über die Matte weg und auf einmal stehe ich vor einem Abgrund, da geht es ferzengrad hinunter. Ich springe was ich kann wieder zurück; es schwindelt mir und ich spüre es noch, wie der Abgrund an mir reißt und mich hinunterzerren will. Da stehe ich und danke Gott, daß ich doch noch auf festem Boden bin. Eine Goldammer sitzt oben auf dem Baum neben mir und singt: 's ist, 's ist, 's ist — so fröhlich! Und wie ich zu dem Vogel aufschau, fliegt er davon nach dem jenseitigen Berg. Die Goldammern machen immer einen Katzenbubel beim Fliegen, sie fliegen höher als der Ort ist, wo sie hin wollen, und dann lassen sie sich niederfallen. Ja, so ein Vogel hat's gut, für ihn gibt's kein „Berg und Tal“. Wenn ich nur auch so fliegen könnte! — Ich wende mich rechts. Gottlob, drüben am Berg sind Felder und das Tal ist wie eine Mulde, wie ein Kessel. Aber, o mein Gott, bin ich denn auf dem Totenhof? Ich mein' ich seh' drüben einen Holunderbusch, und der ist doch nur, wo Menschen sind oder gewesen sind. Ja, der Holunder am Boden und die Schwalbe in der Luft zeigen an, daß da Menschenwohnungen sind. Aber ich sehe kein Haus und alles hat so einen unheimlichen Schimmer wie damals bei der Sonnenfinsternis; es ist nicht Tag und nicht Nacht und die Bäume und die Berge zittern vor Angst. O weh! Ich bin auf dem Totenhof. Da hat vor hundert und hundert Jahren ein reicher Bauer gewohnt, so reich und



Hargauische Strohindustrie: 1. Ausschneiden der Halme. 2. Flechtreibe. 3. Schabe aus Roggenstroh. 4. Arbeit am Drahrädchen. 5. Handspulrad. 6. Handwebstuhl.

so gottlos, und er und seine Frau und seine Kinder haben sich alle Tage in Milch gebadet und keinem Armen ein Tröpfle gegeben; die waren noch schlimmer als die Röttmännin. Damals aber hat unser Herrgott noch dreingeschlagen, und an einem Sonntag, wie sie auf der Wiese mit Käsläiben Ball spielen, da hat sich die Erde aufgetan und den ganzen Hof verschlungen, Mensch und Vieh. Es soll eine Zeit geben, wo alles wieder aufwacht und auf eine einzige Stunde sich zeigt. Es ist nicht recht, man soll den Kindern keine solche Geschichten erzählen; das macht abergläubisch. Ich bin nicht abergläubisch und es ist ja Tag. Aber die Sonne ist nicht am Himmel, nichts als schwarze Wolken, und die Haare sind mir zu Berge gestanden. Und das Schrecklichste ist mir immer gewesen, nicht die Menschen, wenn sie wieder aufwachen, aber wenn da die Hunde aus dem Boden herauskommen und auf einmal zu bellen anfangen, das ist doch schrecklich. Es ist alles nicht wahr! Schrei ich ins Tal hinein, und das hat mir Mut gemacht. Ich denk' aber doch, das Gescheiteste wäre, du kehrtest um, du mußt ja heute nicht nach Wengern; ja, aber umkehren ist gerade so weit und du weißt ebensowenig einen Weg heim, als wenn du jetzt weitergehst. Ich hätte mich geschämt vor den Deuten, wenn ich hätte sollen zurückgehen und sagen, ich bin verirrt gewesen. Also fort! Kommst du nicht nach Wengern, so kommst du doch zu Menschen. Laß nur keinen Aberglauben mehr über dich kommen, und es ist ja heller Tag, und heute nacht ist Vollmond, da kannst du heim, wenn du ausgeruht bist, oder kannst auch in Wengern bleiben. Es wartet ja niemand auf dich. Ich stehe ja leider ganz allein da. Und das ist mir jetzt schwer aufs Herz gefallen, daß ich so allein auf der Welt bin. Niemand fragt nach mir und niemand weint, wenn ich verloren bin. Ich muß sagen, ich hab'



Aargauische Strohindustrie: Flechtsaal mit eisernen Flechtmaschinen.

selber fast weinen müssen. Aber nein, das ist unrecht, ich hab' noch Menschen, die nach mir fragen, und wie bang wird es ihnen sein, wie werden sie sich freuen, wenn ich ihnen erzählen kann, wo ich überall gewesen bin. Ja, ist's denn nicht bald aus? Es ist schon genug; ich habe schon genug zu erzählen. Und müd, grausam müd bin ich gewesen. Aber das ist jetzt nichts, du mußt fort. Ich höre einen Bub jodeln, drüben am Berg. Es ist mir gewiß nicht zum Jodeln gewesen in meiner Herzensangst, aber ich jodle auch und ich kann's gut; in meiner Jugend habe ich alle überschrien, man hat mich auf eine Stunde Wegs gehört."

Die Leegart legte die Hand an die Wange und ließ jenen gelben Waldruf vernehmen, der wie eine zackige Bergespitze aufsteigt und in scharfen Abfällen wieder niederfällt zu Tal. Sie konnte für ihre Jahre noch mächtig ihre Stimme erheben.

Die Schilder-Davidin, die von der ganzen Erzählung bisher nichts gehört, sprang von der Ofenbank auf und fragte: „Ams himmelswillen, was gibt's?" Die zuhörenden Frauen und Leegart hatten viel Mühe, sie zu beruhigen und ihr zu erklären, warum Leegart so laut geschrien habe. Die Alte setzte sich wieder still auf ihre Bank und murmelte vor sich hin: „Ich bin ausgeruht. Wenn ich nur meine ausgeruhten Füße meiner Martina leihen könnte!"

(Fortsetzung folgt.)

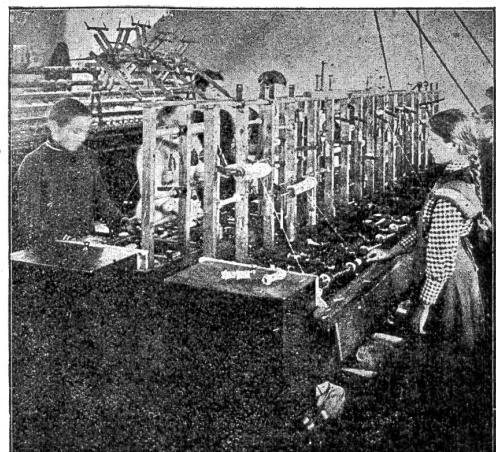
Die aargauische Strohindustrie.

Mit ihrer jährlichen Ausfuhr im Werte von zirka 10 Millionen Franken nimmt die schweizerische Strohindustrie nur eine sehr bescheidene Stellung ein unter den Ausfuhrindustrien unseres Landes. Doch wer wollte behaupten, daß ihre Produkte, die Strohhüte zumal, und unter ihnen insbesondere die Damenhüte in unserem Leben eine unbedeutende

Rolle spielten? Wohl das Gegenteil trifft zu. Darum mag es unsere Leser und Leserinnen interessieren, etwas von der Industrie zu vernehmen, die unseren Mode'launen so dienstfertig entgegenkommt.

Die aargauische Strohindustrie — sie übertrifft die freiburgische (Grenz) und tessinische an Ausdehnung bei weitem — erzeugt nur zum kleinen Teil fertige Strohhüte, sondern sie hat sich auf die Herstellung von Strohhüten und andern Geflechten eingerichtet, die bloß das Rohmaterial der Hutfabrikation darstellen. Diese Geflechte werden hauptsächlich in den größeren Strohhut-Fabrikationswerkstätten von Paris, London, Wien, Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg verarbeitet.

Der Rohstoff der aargauischen Strohflechterei war früher ausschließlich das Roggenstroh. Heute ist er es nur zum kleinsten Teil. Der Roggen wird in der Blüte geschitten. Dann schneidet man die Halme zwischen den Knoten heraus (Abb. S. 311, 1.), sortiert die Stübe nach Länge und Dicke und zerteilt sie mit einem eigens dazu eingerichteten Messer in schmale Streifen. Diese Strohhalbstreifen werden gefeuchtet und zwischen Walzen durchgezogen, um sie zu festigen. Sie bilden nun das Material, aus dem die Flechterinnen von Hand schmale Flechten oder Treffen von meistens 10 Metern Länge herstellen. Oder man dreht mittelst einer Art Spindel mehrere dieser schmalen Strohstreifen zu einem Schnürchen zusammen (Abb. S. 311, 4.), die ihrerseits wieder den Rohstoff für Geflechte aller Art abgeben. Die Spezialität der Aargauer Strohindustrie sind



Aargauische Strohindustrie: Spulmaschine (Manilahanf); vorn zwei leere Klöppelspulen.

die Phantasiegeflechte, die einzig durch ihre Qualität die Konkurrenz ausländischer Fabriken bis heute zu ertragen vermochten.